

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-00217-6

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Naoise Dolan

Aufregende Zeiten

Roman

Aus dem Englischen von Anne-Kristin Mittag

Rowohlt

Dieses Buch wurde mit einer Übersetzungsförderung
von Literature Ireland publiziert.



Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
«Exciting Times» bei Weidenfeld & Nicolson, London.

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, April 2021
Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
«Exciting Times» Copyright © 2020 by Naoise Dolan
Satz aus der Newzald
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978-3-498-00217-6

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern
und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale
Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten
zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



Teil 1

Julian

1

Juli 2016

Das erste Mal ging mein Bankerfreund Julian im Juli mit mir zum Lunch, dem Monat, in dem ich nach Hongkong kam. Ich hatte vergessen, vor welchem Ausgang wir uns am Bahnhof treffen wollten, doch er rief an und sagte, er sehe mich vor der Kee Wah Bakery, ich solle dort warten. Es war schwül. Bürohengste mit Aktentasche trabten durch die Drehkreuze. Aus den Lautsprechern plärrte heiseres Kantonesisch, glockenhelles Mandarin und dann eine britische Frauenstimme: *Please mind the gap.*

Auf dem Weg durch die Bahnhofshalle und auf der Rolltreppe nach oben unterhielten wir uns darüber, wie überfüllt Hongkong sei. Julian sagte, in London sei es ruhiger, ich sagte, in Dublin auch. Im Restaurant legte er sein Handy mit dem Display nach unten auf den Tisch, was ich prompt nachmachte, als ob das auch für mich ein berufliches Opfer darstellte. Ich hatte im Hinterkopf, dass er zahlen würde, und fragte, ob er gerne Wasser hätte, doch er griff schon nach dem Krug und schenkte ein.

«Viel los bei der Arbeit», sagte er. «Die meiste Zeit habe ich keinen Schimmer, was ich da eigentlich mache.»

Das sagen Banker oft. Je weniger sie angeblich wissen, desto versierter sind sie und desto höher ihr Gehalt.

Ich fragte, wo er vorher gelebt hatte, und er sagte, er habe Geschichte in Oxford studiert. Leute, die in Oxford waren, mussten einem das immer unter die Nase reiben, auch wenn das gar nicht die Frage gewesen war. Dann habe es ihn wie «alle» in die City verschlagen. «Welche City?», fragte ich. Nach kurzem Schwanken entschied Julian, dass Frauen Witze machten, und lachte. Ich sag-

te, ich wüsste nicht, was ich mal werden wollte. Er fragte nach meinem Alter, ich sagte, ich sei gerade zweiundzwanzig geworden, woraufhin er meinte, ich sei ja noch ein Baby und würde es schon herausbekommen.

Wir aßen unseren Salat, und er wollte wissen, ob ich in Hongkong auch schon mit jemandem zusammen gewesen sei. Ich erwiderte, nicht wirklich. «Auch schon» konnte man so oder so verstehen, vermutlich hätte er das auch anders fragen können. In Irland sei man nicht «zusammen», sagte ich. Man vögelte ab und zu, und nach einer Weile sei man dann so gut wie verlobt.

Julian sagte: «Also wie in London, meinst du.»

«Weiß ich nicht», entgegnete ich. «War ich noch nie.»

«Du warst <noch nie> in London.»

«Nein.»

«Nie im Leben?»

«Nie», sagte ich nach einer gebührenden Pause - um durchblicken zu lassen, dass es mir auch auf seine Nachfrage hin leider nicht gelungen war, diesen Makel meiner Vergangenheit auszubügeln.

«Ava», sagte er, «das ist krass.»

«Wieso?»

«Es ist so ein kurzer Flug aus Dublin.»

Ich war selbst enttäuscht von mir. Er war auch noch nie in Irland gewesen, aber es hätte nichts gebracht, zu kontern, dass der Flug in umgekehrter Richtung keineswegs länger war.

Wir unterhielten uns über Schlagzeilen. Er hatte in der *Financial Times* gelesen, dass der Offshore-Renminbi gegenüber dem Dollar schwächelte. Die einzige Nachricht, mit der ich aufwarten konnte, war, dass ein Tropensturm aufzog. «Stimmt», sagte er, «Mirinae. Und in der Woche darauf ein Taifun.» Wir waren uns einig, dass wir in aufregenden Zeiten lebten.

Beide Stürme trafen ein. Unabhängig davon gingen wir weiter zusammen Mittag essen. «Ich bin froh, dass wir Freunde sind», sagte er, und nichts hätte mir ferner gelegen, als einen Balliol-Absolventen eines Besseren zu belehren. Ich dachte, wenn ich Zeit mit ihm verbrächte, würde ich schlauer werden. Oder mich zumindest dafür wappnen, mit den seriösen Leuten, denen ich im Laufe meines Erwachsenenlebens begegnen würde, über Währungen und Indizes zu plaudern. Wir kamen glänzend miteinander aus. Ich genoss sein Geld, und er genoss es, wie leicht ich damit zu beeindrucken war.

2

In Dublin war ich traurig gewesen, beschloss, dass daran Dublin schuld war, und dachte, Hongkong würde helfen.

Die Schule, an der ich Englisch als Fremdsprache unterrichtete, lag inmitten der pastellfarbenen Türme eines Geschäftsviertels. Eingestellt wurden nur Weiße, aber das wurde so natürlich nicht gesagt. Lehrer fielen aus und wurden durch neue ersetzt wie Haifischzähne. Die meisten waren Backpacker, die das Weite suchten, sobald sie genug gespart hatten, um in Thailand zu sich selbst zu finden. Ich hatte keine Ahnung, wer ich war, bezweifelte aber auch, dass die Thailänder es mir sagen konnten. Weil ich unnahbar wirkte, gab ich hauptsächlich Grammatikstunden, bei denen es als Erfolgsindikator galt, wenn die Kinder einen nicht mochten. Was mal eine erfrischende Abwechslung davon war, wie Frauen für gewöhnlich beurteilt werden.

Die Schüler kamen einmal die Woche zum Unterricht. Abgesehen von der Mittagspause gingen die Kurse nahtlos ineinander über. Ich hatte bald den Ruf der Gräfin Koks der Schule, weil ich zwischen den Stunden pinkeln ging.

«Wo warst du, Ava?», fragte Joan, meine Vorgesetzte – die eine, heilige und apostolische, was ein lukratives Dasein ist, wenn auch nicht katholische, weil es das nicht ist – einmal, als ich von der Toilette zurückkam. Sie war eine der ersten Hongkonger, die ich kennengelernt hatte.

«Es waren doch nur fünf Minuten», sagte ich.

«Und woher kommen die Minuten?», entgegnete Joan. «Die Eltern zahlen für sechzig pro Woche.»

«Und wenn ich ein bisschen früher Schluss mache?», meinte ich. «Und dann ein bisschen später mit der

nächsten Stunde anfangen. Zwei Minuten von jeder Stunde.»

«Aber das heißt doch, zwei am Anfang und am Ende der Stunde, die dazwischen liegt.» Joan versuchte, pantomimisch ein Drei-Stunden-Sandwich darzustellen, womit sie sich als zweihändiger Mensch naturgemäß schwertat. Schließlich gab sie es mit einem verächtlichen Seufzen auf, als wäre das meine Schuld.

Ich musste mich an eine höhere Macht wenden.

Benny, der Schuldirektor, war vierzig und trug ein Baseballcap verkehrt herum, entweder um sich den Anschein zu geben, dass er die Arbeit mit Kindern liebte, oder um zu betonen, dass er sein eigener Chef war und sein Kleidungsstil niemandem gefallen musste, nicht mal ihm selbst. Geboren in Hongkong, Studium in Kanada, war er ein schmieriger Geizhals, dem noch ein Dutzend weiterer Schulen sowie – durchaus sprechend, fand ich – eine irische Seetangfirma gehörten. Von Letzterer sprach er immer als «daheim» in Connemara, wo keiner von uns beiden je gewesen war, was das Ganze wohl nur noch verheißungsvoller machte. Im Endeffekt ging alles auf sein Konto – was, wenn man so wollte, seiner Leidenschaft fürs Geldscheffeln ja durchaus entsprach.

Als Benny Ende Juli mit meinem Lohn ankam, sagte ich ihm, ich überlegte auszusteigen.

«Wieso?», fragte er. «Du bist erst einen Monat da.»

«Ich muss zwischen den Stunden aufs Klo. Sonst kriege ich Blasenentzündung.»

«Wegen so was kündigt man doch nicht.»

Er hatte recht. Abgesehen von allem anderen hatte ich auch nicht wegen ihrer rassistischen Einstellungspolitik gekündigt, weshalb es komisch gewesen wäre, hinzuschmeißen, nur weil ich nicht pinkeln gehen konnte, wann ich wollte.

Ich wusste, für Geld würde ich alles tun. In Irland hatte ich das ganze College hindurch ein Sparkonto gehabt, das ich charmant «Abtreibungsfonds» getauft hatte. Am Ende waren 1500 Euro drauf. Ich kannte ein paar, die gemeinsam mit ihren Freundinnen sparten, um sich im Unglücksfall gegenseitig auszuhelfen. Aber ich traute niemandem. Ich kratzte das Geld durch Kellnern zusammen und zahlte, nachdem ich genug für einen Eingriff in England hatte, weiter darauf ein. Es gefiel mir, den Kontostand wachsen zu sehen. Je reicher ich wurde, desto weniger wäre ich zu irgendetwas gezwungen.

Kurz bevor ich dann nach Hongkong ging, schrieb ich meine Abschlussprüfung. Während die Klausuren ausgeteilt wurden, rechnete ich im Kopf nach, wie viele Stunden ich gekellnert hatte. Wochen meines Lebens lagen auf diesem Sparkonto. Solange ich in Irland und Abtreibung dort illegal war, würde ich meine verlorene Lebenszeit weiter unter Verschluss halten müssen.

Am Abend gab ich den größten Teil meiner Ersparnisse für ein Flugticket nach Hongkong und ein Zimmer für den ersten Monat aus und fing an, mich auf Lehrerjobs zu bewerben. Drei Wochen später verließ ich Dublin.

In meiner ersten Woche wurden mir die typischen Merkmale von Hongkong-Englisch erklärt und dass ich die Kinder korrigieren sollte, wenn sie ihnen unterliefen. «Ich gehe schon» für «Ich ging» war falsch, auch wenn ich es nach den ersten paar Tagen problemlos verstand. *La* zur Betonung - *no la, sorry la* - war kein Englisch. Ich sah keinen Unterschied zu dem *sure*, das Iren wahllos überall einstreuten; es diente einem ähnlichen Zweck, *sure*, war aber auch kein Englisch. Englisch war Britisch.

3

August

Julian war nicht versessen darauf, sich nach der Arbeit noch in der Stadt zu treffen. Schon bald fuhr ich daher abends gegen neun direkt zu seiner Wohnung in den Mid-Levels. Ich sagte ihm, es sei unangenehm und entwürdigend, doch in Wirklichkeit nahm ich gern den Escalator nach oben. Ich betrat den überdachten Fußgängerweg an der Queen's Road und fuhr mit der Rolltreppe bergauf über Verkaufsbuden in der Stanley Street, Leuchtreklamen - Game & Fun, Happy Massage, King Tailor -, Hochhäuser und überdimensionierte Fenster in der Wellington Street. Vom Central Street Market stiegen fischige Schwaden hoch und danach kam die alte Polizeiwache, erbaut aus dicken weißen radiergummiähnlichen Ziegelsteinen. Wenn ich bei Julians Gebäude ankam, holte ich mir in der Lobby eine Besucherkarte und nahm den Aufzug in den fünfzigsten Stock.

Innen wirkte alles wie in einer Musterwohnung mit nicht sehr überzeugend herumstehendem Krimkrams, der jedem hätte gehören können. Sein offensichtlichster persönlicher Besitz war ein großes, graues MacBook Pro.

Wir holten uns was zu essen und ich machte den Abwasch, ehe wir uns mit einem Glas Wein ins Wohnzimmer setzten. Der Kaminsims war kahl bis auf einen leeren silbernen Bilderrahmen und cremefarbene Kerzen, die noch nie angezündet worden waren. Am Fenster stand ein langes, braunes Ecksofa. Ich zog meine Schuhe aus, legte mich, die Füße auf der Armlehne, hin und schlug in Gesprächspausen abwechselnd die Beine übereinander.

Er rauchte billige Zigaretten, um sich zum Aufhören zu motivieren, sagte er.

Kennengelernt hatten wir uns im Raucherbereich einer Bar in Lan Kwai Fong, wo ihm entweder aufgefallen war, dass ich ihn anguckte, oder er zuerst mich angeguckt hatte, bis ich zurücksah. Doppeldeutigkeiten waren seine Stärke. Ihnen nicht ausweichen zu können meine Schwäche. Weil er an dem Abend sehr langsam sprach, hatte ich gedacht, er sei betrunken – allerdings setzte sich das nüchtern fort, woraus ich schloss, dass er reich war.

Nach einem Monat fragte er: «Lernst du alle deine Freunde in Bars kennen?»

«Ich habe keine Freunde», sagte ich. Er lachte.

Manchmal war er in der Stimmung, sich über die Märkte auszulassen. Dann wieder fragte er mir Löcher in den Bauch, ging aber nur auf meine Antwort ein, wenn sich daraus weitere Nachfragen ergaben. Ich hatte ihm das alles schon erzählt, aber er wollte es noch mal hören: die zwei Brüder, das braune Reihenhaus in einem der langweiligeren Vororte von Dublin, dass ich nach der Schule ein Jahr Auszeit genommen hatte, um Geld fürs College zu sparen. Dass ich mir nach 2008 mit meinem Bruder Tom ein Zimmer geteilt hatte, damit wir das zweite an einen anderen Studenten untervermieten konnten. Dass das längst nicht hieß, dass wir arm waren; eigentlich war es so ziemlich genau das, was mit Irland als Ganzem passiert war, woran die Machenschaften von Banken wie seiner durchaus nicht unschuldig waren.

Julian war in Eton gewesen und Einzelkind. Das waren die zwei am wenigsten überraschenden Dinge, die mir jemals jemand über sich erzählt hatte.

Er fragte, ob mein Akzent dort, wo ich herkam, vornehm war. Mir war noch kein Engländer begegnet, der sich nicht dafür interessiert hätte. Die meisten fragten

allerdings nicht geradeheraus – auch Julian nicht, der lediglich wissen wollte, «was für einen» Dubliner Akzent ich hatte –, sondern brachten ihre Neugier irgendwie anders zum Ausdruck. Ich meinte, es sei ein normaler Dubliner Akzent. Er bat um Erklärung. Ich kannte mich mit britischen Akzenten nicht gut genug aus, um einen treffenden Vergleich zu ziehen.

«Aber wie klingt dann ein vornehmer Dubliner Akzent?»

Ich versuchte, es vorzumachen, und er sagte, es klinge amerikanisch.

Er erkundigte sich gern, was ich eigentlich mit meinem Leben anstellen wollte, wenn es an der Zeit war, mir einen richtigen Job zu suchen. Dann bestand er fast väterlich darauf, dass ich meinen Abschluss nicht an irgendwelche zweitklassigen Arbeitgeber verschwenden sollte, und brachte sogar ein überzeugendes Lippenbekenntnis zustande, dass er nicht schlechter von mir dachte, nur weil ich nicht in Oxford studiert hatte. Aber wenn es darum ging, welche Berufe in seinen Augen gut genug für mich waren, wurde er vage. Als Jurist sei man nur eine bessere Bürokratie. Als Consultant fliege man ans Ende der Welt, um PowerPoint-Scheiß zu machen. Als Buchhalter langweile man sich und werde obendrein schlecht bezahlt. Und als Bankerin zu arbeiten passe auf unerfindliche Weise nicht zu mir.

Ich mochte es, wenn er sich die Ärmel aufkrempelte. Er hatte kräftige, quadratische Handgelenke und ausladende Ellbogen. Manchmal argwöhnte ich, er könnte mir anmerken, wie oft ich an seine Arme dachte. Er nannte mich schon für andere, viel banalere Dinge eine Spinnerin, weshalb ich das lieber nicht zugab.

Das erste Mal, dass ich im Gästezimmer schlief, war Mitte August, als Tropensturm «Dianmu» aufzog. Danach bot Julian mir jedes Mal an zu bleiben, wenn es auf

Mitternacht zuing. Je nach Energielevel übernachtete ich entweder bei ihm oder nahm den grünen Minibus heim; der Escalator fuhr immer nur in eine Richtung: zur morgendlichen Rushhour abwärts, den Rest des Tages aufwärts.

Das waren die groben Umriss, ohne dass man es beim Namen hätte nennen können; man konnte sagen, wir hingen rum, waren lose in Kontakt oder schauten mal zum Quatschen vorbei, aber das war zugegeben auch schon alles, was zwischen uns lief. Er stand unter solchem Zeitdruck, dass ich es ihm halb abnahm, er wolle sich aus bloßer Bequemlichkeit lieber bei ihm treffen.

Ich fragte, ob man als Banker überhaupt Zeit für eine Beziehung hatte.

«Auf der Junior-Ebene normalerweise nicht», meinte er. «Viele zahlen einfach dafür.»

Mir war nicht ganz wohl dabei, wie er «dafür» sagte, aber es brachte überhaupt nichts, mit Julian dem Banker eine Diskussion anzufangen. Er war so selbstsicher, dass ihm gar nicht auffiel, wenn ich ihn kritisierte: Er registrierte, dass ich etwas gesagt hatte, und nahm dann einen anderen Gesprächsfaden auf.

Wenn er beim Take-away für mich zahlte oder mich zum Essen einlud und ich im Gegenzug Zeit mit ihm verbrachte, fragte ich mich, ob er das als Bezahlung für ein leichteres «Dafür» ansah. Der Gedanke gefiel mir: dass meine Gesellschaft Geld wert war. Diese Bedeutung schrieb ihr sonst niemand zu. Wir saßen in Räumen mit hohen Decken und er sagte Sachen wie, dass der Hang Seng gefallen und der Shenzhen Composite gestiegen sei und der Shanghai Composite vor sich hin dümpelte. Es war nicht wie bei normalen Freundschaften, wo ich mir Sorgen machte, ob der andere mich noch mochte. Er hörte sich gern laut denken, und ich kam zu dem Schluss, dass ich davon profitierte. Man konnte nie wis-

sen, wann eine Information noch einmal wichtig wurde, weshalb man am besten so viele wie möglich davon mitnahm.

Eines Abends in seinem Wohnzimmer sagte ich ihm nach ein paar Gläsern, dass er attraktiv sei. Ich sagte es genau so - «Ich finde dich attraktiv» -, damit es nicht zu bedeutungsvoll klang.

«Du bist auch nicht gerade unattraktiv», erwiderte er.

«Vielleicht verstehen wir uns deshalb so gut.»

«Kann schon sein.»

Wir kannten uns seit ungefähr zwei Monaten, in denen ich insgesamt vielleicht dreißig Stunden in seiner Gesellschaft verbracht hatte - kaum mehr als einen Tag. Aber ich hatte mich schon an den Gedanken gewöhnt, dass er eine Gewohnheit von mir war.

Wenn ich nach Hause ging, sagte er immer: «Danke für deine Zeit.» Ich war nicht sicher, ob er es so förmlich ausdrückte, um sich eine ironische Hintertür offen zu halten wie ich, oder ob ihm einfach nicht bewusst war, wie hölzern das klang. Und er fügte noch hinzu: «Ich schreibe dir dann.» Anscheinend fand er, dass nur der Mann den ersten Schritt machen konnte. Schlimmer noch - es bedeutete, dass ich ihm nicht zuerst schreiben durfte, weil es dann so wirken würde, als hätte ich die Hoffnung begraben, dass er sich je wieder meldet, und keinen anderen Ausweg mehr gesehen.

Ich erklärte meinen Neunjährigen, dass man das *th* auf zwei unterschiedliche Arten aussprechen konnte. Der Laut am Anfang von *think* und am Ende von *tooth* war der stimmlose, der am Anfang von *that*, *these* und *those* der stimmhafte dentale Frikativ. Als Dublinerin war ich zweiundzwanzig Jahre herumgelaufen, ohne eins der beiden Phoneme bewusst geformt zu haben. Falls jemand gedacht hatte, dass mit meinem Englisch etwas

nicht stimmt, hatte er es jedenfalls für sich behalten. Jetzt musste ich stimmhafte und -lose Frikative üben, damit die Kinder mir nachsprechen konnten.

Calvin Jong - ein Großmaul, aber nützlich - meldete sich freiwillig, bekam es aber nicht hin.

«Bewegt eure Zunge nicht und atmet», sagte ich. So stand es im Lehrerhandbuch, aber als ich es selbst versuchte, brachte ich einen Laut hervor, der anders war als alles, was ich je von einem englischen Muttersprachler gehört hatte - geschweige denn irgendeinem anderen Wirbeltier. Ich beschloss, Julian später danach zu fragen.

Schon bevor ich Julian kennenlernte, hatte ich meine Mitbewohnerinnen nicht oft gesehen. Wir wechselten kaum mehr als ein Hallo oder Gute Nacht.

Wir waren zu dritt. Ich hatte das Zimmer auf Airbnb gemietet und plante, so lange zu bleiben, bis ich die Kaution für etwas Dauerhafteres zusammen hatte, aber die anderen wohnten langfristig da. Emily war die Älteste und am zupackendsten. Mit neunundzwanzig lebte sie schon seit ein paar Jahren in Hongkong. Freya war ungefähr in meinem Alter; ihre Lieblingsbeschäftigung bestand darin, über die Arbeit zu jammern. Sie schlüpfte in ihren Schlafanzug, kaum dass sie zur Tür herein war, und besaß vier Paar Hausschuhe: Schlafzimmer, Bad, Küche, divers.

Emily musste immer ihren Senf dazugeben, wenn ich nach Hause kam. «Kannst du den Kühlschrank auch leiser zumachen?», lautete die Kritik des Abends.

«Sorry», sagte ich. Mir war schleierhaft, wie man einen Kühlschrank laut zumachen konnte, aber es verletzte wohl Emilys ästhetisches Gefühl.

Ich wachte auf, wenn sie sich morgens fertig machten - Löffelgeklirr in Schüsseln, Hähne spuckten Wasser

nur unter Protest aus –, konnte mir aber nicht die Zähne putzen, solange das Bad noch besetzt war. Ich lag da und fuhr mir mit der Zunge über den nächtlichen Belag. Wir hatten oft Kakerlaken. Ich hätte schwören können, dass ich sie im Dunkeln hörte, auch wenn ich wusste, objektiv betrachtet war das unmöglich. Meist ging ich ohne Frühstück aus dem Haus, weil ich es einfach nicht über mich brachte, mich in der Küche mit den beiden zu unterhalten. Sie waren gar nicht so schlimm, ich wusste nur einfach nicht, was ich mit ihnen reden sollte.

Und so wurde es immer verlockender, über Nacht bei Julian zu bleiben.

4

September

Nach ungefähr zwei Monaten schlief ich mehrmals die Woche bei ihm. Im Gästezimmer – das jetzt wohl meins war – gab es eine weiche Wolldecke mit Hahnentrittmuster und Bilder von London an der Wand. Eines Tages druckte ich bei der Arbeit ein Bild von Dublin aus und fragte, ob ich dafür den leeren Rahmen im Wohnzimmer nehmen dürfe. «Wenn du willst», meinte er. Er sagte, ich könne jederzeit bleiben, wenn er auf Geschäftsreise sei, aber ich wollte nicht – die Versuchung, in seinem Schlafzimmer herumzuschnüffeln, wäre zu groß gewesen. Wie es darin aussah, war mir immer noch ein Rätsel, aber ich stellte mir alles zusammengefaltet und strategisch optimal verstaubt vor.

Eines Abends, als Julian im Ausland war, kam ich ins Airbnb zurück, und Emily fing mich ab, bevor ich in meinem Zimmer verschwinden konnte.

«Du hast dich in letzter Zeit nicht gerade oft blicken lassen», sagte sie.

«Wir können nicht alle gleichzeitig hier sein», erwiderte ich. «Da kriegt man ja Platzangst.»

«Dann lass uns was trinken gehen.»

«Klar», sagte ich. «Wann?»

«Morgen?»

Da kam Julian aus Singapur zurück. «Tut mir leid», sagte ich. «Ich bin mit einem Freund zum Essen verabredet.»

«Ist das der, bei dem du immer übernachtetest?»

«So viele Freunde habe ich nicht.»

Emily machte sich daran, die hässlichen Sofakissen zurechtzuklopfen, als hoffte sie, mir würde auffallen, wie

selbstlos es von ihr sei, mich nicht um Hilfe zu bitten. Der Stoff war super darin, Haare zu sammeln: vor allem ihre und Freyas, da ich ja nie zu Hause war, aber sie gaben mir trotzdem die Schuld.

«Man kann doch für einen Typen nicht alles stehen und liegen lassen», bemerkte sie.

«Wir sind nicht zusammen.»

«Warum bist du dann immer bei ihm?»

Ich hörte nicht mehr hin. Wenn sie sich darüber beschwerten wollte, dass ich nie da war, sich aber aufregte, sobald ich durch die Tür kam, brauchte es niemanden zu wundern, dass ich lieber bei Julian blieb.

Ich erzählte ihm am nächsten Abend von dem Streit. Er zog an seiner Zigarette, nickte und sagte an den richtigen Stellen «Ja klar».

«Hattest du mal Mitbewohner?», fragte ich.

«Ja klar, in Oxford, und am Anfang in London. Die meisten waren okay. Einer war ein kompletter Spinner. Das war in meinem Abschlussjahr. Er schrieb an seiner Diss über irgendein existenzielles Dilemma. Man hörte ihn die ganze Nacht murmelnd auf und ab tigern. Und er nahm nie feste Nahrung zu sich - schmiss alles in diesen Scheißmixer. Er lebte von Smoothies. Ich glaube, er wurde Jahrgangsbester.»

«Alleine zu wohnen ist also besser?»

«Auf jeden Fall.»

Keiner von uns beiden sprach aus, dass er seine Wohnung eigentlich nicht mehr für sich hatte. Wir leerten den Wein, und er ging eine zweite Flasche holen. Meine Jeans hatte am Oberschenkel eine kaputte Innennaht. Ich pulte daran herum und zuckte zurück, als ich seine Schritte hörte.

Ich fragte: «Wie war eigentlich deine letzte Freundin so?»

Er schwenkte sein Glas. «Sie war nett. Sie wurde wieder nach London versetzt.»

«Wie lange ist das her?»

«Ein paar Monate.»

«Bereust du irgendwas?»

«Überhaupt nicht. Ich blicke eigentlich nicht zurück.»

Wir tranken unseren Wein und genossen das einträchtige Schweigen. Übrigens waren *seine* Kissen schön – hubbeliger Cord, Baumwollsatin in Gold und Elfenbein. Ich nahm eins und umschlang es mit beiden Armen.

«Als du mal gesagt hast, dass du gern Geschichtslehrer wärst, hast du mich da eigentlich nur verarscht?», fragte ich.

«Voll. Ich freue mich, wenn andere das machen, aber ich für meinen Teil klammere mich lieber an die trübe Aussicht, mal ein Haus zu besitzen.»

Das mit dem Geschichtslehrer hatte er am ersten Abend gesagt, und ich war nicht sicher gewesen – war es immer noch nicht –, ob er es ernst gemeint hatte. Ich wandte ein: «Und wenn du ein Haus haben könntest, egal was du arbeitest?»

«Der Gedanke ist mir nie gekommen, weil das ganz bestimmt nicht zu unseren Lebzeiten passiert. Vielleicht wäre ich in Oxford geblieben und hätte mit Geschichte weitergemacht. Aber es hat keinen Sinn, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Ich habe allen Respekt vor Leuten, die ihrer Leidenschaft nachgehen, aber mir ist Sicherheit wichtiger.»

Ich fragte mich, ob darin eine versteckte Spitze enthalten war.

«Könnte schlimmer sein», sagte ich. «Du könntest keine Leidenschaften *und* keine Sicherheit haben.»

«Um das klarzustellen, Ava: Wir sind beide gefühlamputiert, aber wenigstens kann ich Miete zahlen?»

«So in der Art.»

«Wir sind wirklich die neue Belle Époque.»

«Bankerärsche und Schnorrer.»

«Nicht alle Banker sind Ärsche.»

«Stimmt, nur du.»

«Nur ich.»

«Ich unterhalte mich gern mit dir», sagte ich – recht dummlich, wie mir klar wurde. «Ich fühle mich dadurch geerdeter, als könnte dann jemand bestätigen, dass es mich gibt.»

«Gut.»

«Hast du mich gerne bei dir?»

«Ja», antwortete er. «Du bist angenehme Gesellschaft. Und wenn ich den Platz habe und gern mit dir teile, spricht doch nichts dagegen.»

«Du meinst, es passt dir gerade.»

«Nicht <passt>. Das klingt, als wäre ich berechnend. Ich sage, es ist sinnvoll.»

Auf einmal schien er mir auf der Couch näher zu sein als noch vor einem Moment, auch wenn er sich nicht gerührt hatte.

«Wenn es nicht mehr sinnvoll wäre, würdest du mich dann trotzdem noch einladen?», fragte ich.

«Du meinst, ob ich etwas tun würde, das mir nicht sinnvoll erscheint?»

Ich beugte mich vor, um mir nachzuschauen. Unsere Beine berührten sich.

«Lass, ich mach schon», sagte er und lehnte sich beim Eingießen weit rüber.

Ich wartete.

In seinem Zimmer machte er klar Schiff – zog die Rollos herunter, dimmte das Licht, schob Sachen vom Bett –, während ich meine Halskette abnahm und sie langsam auf den Nachttisch gleiten ließ, damit das Metall nicht auf das Holz rasselte. Weil ich seinen Blick

spürte, versuchte ich, mir meine Neugier nicht anmerken zu lassen.

Meine Haare waren im Weg. Er bekam ein paar Strähnen in den Mund, dann verhakten sie sich im Reißverschluss auf meinem Rücken, und er sagte: «Ich hoffe, das endet nicht in der Notaufnahme.» «Echt», erwiderte ich, «ich nämlich schon.» «Du redest manchmal so einen Scheiß», meinte er.

5

Oktober

Ewig hielt ich es nicht in einem Airbnb aus, doch ich hatte noch immer keine Zweimonatskaution zusammen. Am ersten Oktober brachte ich meine Sachen bei Julian vorbei und erklärte, ich hätte keine Zeit für Besichtigungen. Er meinte, ich könne fürs Erste ruhig bleiben.

«Nimm das Gästezimmer», sagte er. «Ich werde nachts angerufen.»

Wir schliefen weiter miteinander.

Mitte Oktober kam Taifun «Haima», der letzte der Saison. Wir saßen im Haus fest, bis das Hong Kong Observatory Entwarnung gab. Julian trug einen «Freizeitpulli», in obligatorischen Anführungszeichen. Bei ihm lief vieles unter Freizeit, wozu er immer Anführungsstriche in die Luft malte.

Ich fragte, warum wir so lange gebraucht hatten, um was miteinander anzufangen.

«Ich wollte mich nicht aufdrängen», erwiderte er.

Die Antwort, die mir eigentlich vorgeschwebt hatte, war: Du machst mich nervös. Es war mir gar nicht in den Sinn gekommen, er könne sich in irgendeiner Form «aufdrängen», und ich war perplex, dass er es so sah.

Seine Bettlaken waren sehr weiß. Als ich einmal darauf blutete, sprach er von einem Weinfleck – entweder euphemistisch, oder weil ihm die Vorstellung, dass ich Merlot süffelte, mehr behagte als die, dass ich menstruierte. Anfangs war mir nicht geheuer, wie sehr ihm daran lag, dass ich kam. Offenbar war ich unbewusst davon ausgegangen, es müsste zu meinem Schaden sein, wenn er was von mir wollte. Er mochte es, gebissen zu werden, doch man musste den richtigen Moment abwarten, und

manchmal dachte ich: So viele Gebiete, auf denen ich es nie zur Expertin bringen werde, und ich habe mich dafür entschieden – was meinen inneren Monolog wohl auch nicht gerade schmackhafter machte.

Ich recherchierte die Wissenschaft des Beißens, las irgendwo, dass es ihn noch lange danach schmerzen würde, und war mir sehr im Klaren darüber, was diese Information in mir auslöste.

Er genoss es, wenn ich mich über Männer lustig machte, die auf Sexkomplimente standen. Es bestätigte ihn in der Annahme, dass er nicht dazuzählte, und stellte zugleich sicher, dass mir ihre Lieblingsausdrücke trotzdem über die Lippen kamen. Wenn ich beim Essenbestellen pingelig war, sagte er, es mangle mir an Appetit. «Gar nicht wahr», versetzte ich dann augenzwinkernd. Ich hatte das Gefühl, jemanden geknackt zu haben, der zu vornehm für die Du-bist-so-gut-im-Bett-Masche war, er hatte das Gefühl, in meine Verachtung für Männer, die sich davon beeindruckten ließen, eingeweiht zu sein, und erfahrungsgemäß saß ich ihm gegenüber, ließ meinen Fuß an seinem Bein hinaufwandern und sagte, er sei gut im Bett. Dann fragte ich nach Wasser und betrachtete seine Hände beim Eingießen.

Ich konnte kaum etwas gut, aber mit Männern konnte ich, und Julian war der bisher reichste unter ihnen.

Joan behielt mich oft länger da, damit ich «ihr half», Vokabellisten zu erstellen. Auf Hongkong-Englisch konnte «jemandem bei etwas helfen» heißen, dass man es machte und der andere untätig dabeisäß. Joan hatte eine Schwäche für diese Verwendung.

In dieser Woche enthielt die Liste der Zwölfjährigen den Begriff *mind*. Im Wörterbuch standen vier Bedeutungen: Die Verantwortung haben für oder sich kümmern um; übelnehmen oder sich stören an; der Sitz des

Verstandes (Iris Huang blickte zwischen den Stühlen umher); ein großer Geist (Iris Huang starrte auf einen Stuhl).

In Dublin würde dieses Wörterbuch den Kindern nichts nützen. *Mind yourself* («Mach's gut!»), wenn jemand das Haus verließ, war anders als *Mind yourself* («Vorsicht!») wenn jemand ein Sägemesser in die Hand nahm. *Don't mind him* bedeutete, dass derjenige einen aufgezogen hatte, und *Mind him* hieß entweder, auf ihn achtzugeben oder sich vor ihm vorzusehen. Und all diese Abwägungen fanden in einer *mind* statt, und zwar hoffentlich der eigenen.

In Hongkong machte ich überhaupt nichts anderes, auch wenn ich mir nicht immer im Klaren darüber war, in welcher Bedeutung des Wortes.

Julian hatte gern viel zu tun. Er habe ja so viel zu tun, zog ich ihn manchmal auf. Ich möge nur einen einzigen Tag mal mehr zu tun haben als er. Er müsse mir mal ein Programm machen, damit ich auch keine Zeit hätte.

«So schlimm ist es auch nicht», sagte er. «Warum bist du eigentlich scharf darauf?»

«Es ist ein Statussymbol. So nach dem Motto: <Was bin ich nur gefragt in der hochqualifizierten Arbeitswelt.>»

«Nur sind nicht die Reichen so, sondern Leute wie ich.»

«Aber du bist doch reich.»

«Bin ich nicht.»

«Du musst aufhören, so zu tun, als sei dir das nicht bewusst», meinte ich. «Es macht sich nicht gut.»

Unser Wohlstandsgefälle war zu krass, als dass ich mich dadurch unwohl gefühlt hätte. Es war ein Unterschied von so absurden Ausmaßen, dass ich dafür nur ein müdes Lächeln übrig hatte. Außerdem sprach mich das

in meinen Augen von jeglicher Notwendigkeit frei, den unweigerlich damit verquickten Genderfragen auf den Grund zu gehen, dass er immer zahlte – zum Glück, da ich es mir gar nicht anders hätte leisten können. Wenn etwas ein Prozent von seinem oder zehn Prozent von meinem Einkommen kostete, warum sollte er es dann nicht übernehmen?

Ich googelte die Gehaltsspanne von Junior Vice Presidents bei seiner Bank: 137 000 bis 217 000 Euro im Jahr, plus Bonus und Mietzuschuss. Ich versuchte, mich damit zu trösten. Wenn er so viele Nullen kassierte und sich trotzdem nicht reich fühlte, bewies das doch, dass mich schnöder Mammon nicht glücklich machen würde. Ergo brauchte ich mir auch keinen echten Job zu suchen. Allerdings fiel mir sonst nichts ein, was mein Leben besser machen würde.

Bei ihm zu wohnen brach wahrscheinlich mit der kapitalistischen Vorstellung, dass ich nur einen Wert hatte, wenn ich meinen Lebensunterhalt selbst bestritt. Oder vielleicht machte es mich auch zu einer schlechten Feministin. Ich konnte das immer noch aufdröseln, sobald die Erfahrung hinter mir lag; bis dahin hatte es wenig Sinn, sich den Kopf darüber zu zerbrechen. Vielleicht gefiel es mir am Ende ja gar nicht, mit ihm zusammenzuwohnen? Dann musste ich eine andere Lösung finden, und es war durchaus möglich, dass mir keine der Alternativen besser gefiel.

Mam sagte immer: «Das ist genug.» Wenn man die Heizung über siebzehn Grad drehte – das ist genug, Ava. Wenn man beim Einkaufen ein zweites Schälchen Kirschen nehmen wollte – genug. Ich hatte ihr nicht erzählt, dass ich jetzt bei Julian wohnte. Für sie wäre er mehr als genug, sprich zu viel.

Ich rief sie an einem Wochenende an, als Julian verreist war.

«Gibt's was Neues?», fragte sie im deutlichen Ton des Vorwurfs, dass ich nur dann anrief, wenn es etwas mitzuteilen gab. Mam war ein echtes Genie darin, sich den Wink mit dem Zaunpfahl laut vernehmlich zu verkneifen.

«Nicht viel», sagte ich.

«Wie geht's der einen?»

Wenn nicht anders angegeben, war damit Joan gemeint.

«Gut», antwortete ich.

«Dem andern?»

«Gut.»

Benny. Als ich Mam das erste Mal von meinen Chefs erzählt hatte, hatte sie gesagt: «Sie schauen, dass du nichts anstellst.» Bei späteren Anrufen versuchte sie immer herauszufinden, ob ihnen das gelang oder sie dabei Hilfe brauchten.

«Irgendwelche Jungs?», fragte Mam.

«Leider nein», sagte ich.

Ich versuchte, so zu klingen, als ob ich Ausschau hielt. Mam pflegte die vage Vorstellung, dass Mädchen auf der Suche nach einem Freund in Nachtclubs gingen, und so sah sie auch mich gern vor sich, das junge Ding. Ich hätte ihr sagen können, ich ging nicht, weil mein Freund schon älter war, nur war er nicht mein Freund, und Clubbing hatte ich schon immer gehasst.

«Es ist nicht leicht, bei dir auf dem Laufenden zu bleiben», sagte Mam. Diese Bemerkung stand selten in einem besonderen Zusammenhang zum Vorhergehenden, aber sie fand es pädagogisch wertvoll, sie hier und da einzustreuen.

«Wie geht's Tom?», fragte ich.

«Gut. Habe ich dir erzählt, dass er jetzt ausgezogen ist?»

«Ja.»

«Guter Junge. Tüchtig. Die meisten in seinem Alter hätte man schon vor die Tür setzen müssen.»

Sie wollte nicht von mir hören, es sei doch gut, dass ihr Jüngster nicht mehr auf sie angewiesen war. Ebenso wenig wollte sie meine Bestätigung, dass sie jetzt ausgedient hatte, weil er das Nest verließ, bevor er mit dem College fertig war. Mam war auf Gesprächsverläufe dieser Art spezialisiert, wo man sich mit jeder Bemerkung nur tiefer hineinritt.

(Das hatte ich Julian erzählt, und er meinte, er hätte nie gedacht, dass ich von einer Linie rätselhafter Frauen abstamme. Ich fragte: «Warum Frauen? Warum denkst du, dass bei mir ein weibliches Muster vorliegt? Vielleicht sind die Männer in meiner Familie ja auch rätselhaft.» Er sagte: «Aber du gibst doch zu, dass du es bist.» Und ich sagte: «Vielleicht, vielleicht habe ich auch eben nur in Rätseln gesprochen.»)

«George geht's gut», fügte sie hinzu. Ihr Hörverständnis ordnete sich mütterlichem Optimismus unter - ich hatte nach Tom gefragt, folglich müsse ich ja von beiden Brüdern hören wollen. «Er ist zufrieden mit seinem Bonus, hat er dir das erzählt?»

«Nein», sagte ich.

Hatte er. George war Sanierungsberater, was in erster Linie bedeutete, dass er Unternehmen half, Mitarbeiter loszuwerden, ohne ihnen eine Abfindung zahlen zu müssen. Ein brummendes Nebengeschäft betrieb er damit, Frauen um ihren Mutterschaftsurlaub zu bringen.

«Und man hört, dass jemand aus seinem Team es zum Senior Consultant bringt», fuhr Mam fort. «Er arbeitet hart - er und Tom. Zwei richtige Arbeitstiere.»

Die Wendung «Arbeitstiere» brachte mich auf «Arbeitshäuser» und dann darauf, in was für einer komfortablen Lage George sich befände, wenn er eins in einem

viktorianischen Roman betreiben würde. Wenn ich meinen Colleagueverstand einschaltete, wusste ich, dass viel mehr Menschen ihren Job verloren hatten, als Banken wie Julians Subprime-Roulette spielten, doch der Colleagueverstand hatte einen Regler, den ich auf- oder herumdrehen konnte, je nachdem, ob ich die Leute hasste oder mochte.

«Und ich?», fragte ich. «Bin ich ein Arbeitstier?»

Ich versuchte, witzig zu sein – ein Fehler. Bei Ferngesprächen war Mam nicht zu Späßen aufgelegt.

«Du kriegst nicht genug Schlaf», sagte sie.

Ich stellte mir gern vor, dass auf Julian daheim in England eine Frau wartete. Ich bin eine falsche Schlange, dachte ich dann. Dieses Weinregal war ein Hochzeitsgeschenk, und ich parke dort Jack Daniel's, weil ich nämlich überhaupt keinen Geschmack in gar nichts habe. Sie ist katholisch – im Sinne von abtrünnigem englischem Adel, nicht irischer Armut – und wird niemals in die Scheidung einwilligen, und außerdem kann ich sie als die Frau, die ihn schon liebte, bevor er – kreativ gesehen – in Leben und Investmentbanking erstickte, sowieso nicht verdrängen.

Ich fragte nach dem Weinregal, und er sagte, es gehöre zur Wohnung.

Ich wünschte, Julian wäre verheiratet. Dann stünde es in meiner Macht, sein Leben zu zerstören. Außerdem würde es einen annehmbaren Grund liefern, warum er nicht zu viel Nähe zwischen uns zuließ. Die glaubhaftere Erklärung lautete: Er war Single, und mir mochte vielleicht ab und zu das Kunststück gelingen, dass er mich vögeln wollte, aber eine feste Beziehung mit mir wollte er nicht. Das verletzte mein Ego. Ich wollte anderen mehr bedeuten als sie mir.

In Wirklichkeit lagen die Dinge so, dass ich irgendwelchen Kleinkram erledigte und dafür Zeit mit ihm verbringen durfte. Er bat mich einmal im Scherz, sein Bücherregal neu zu sortieren, und als ich es dann tatsächlich tat, meinte er, ich sei ein Genie. Der Zustand der Buchrücken ließ darauf schließen, dass er Tennyson mochte, ebenso Nabokov; es konnten aber auch Secondhandausgaben sein, oder jemand hatte sie sich ausgeliehen. An einem Wochenende machte ich den Fehler, ihn daran zu erinnern, dass er noch für Seoul packen müsse, und danach erwartete er das jedes Mal von mir, wenn er auf Geschäftsreise ging.

«Du bist so ein Faulpelz», sagte ich. «Dann kann ich es ja gleich selbst machen.»

«Hau rein», sagte Julian, was nicht die Antwort war, auf die ich hinausgewollt hatte. Aber vielleicht machte es ja auch Spaß – ungefähr so, als ob man Barbie für einen abwegigen Beruf ausstaffierte. Seine Sachen sahen alle gleich aus, und einen Kulturbeutel mit Zahnbürste und Rasierzeug hatte er immer gepackt. Kondome ließ ich weg – nicht weil es mich stören würde, wenn er mit anderen was anfing, sondern weil es womöglich passiv-aggressiv gewirkt hätte.

Ich hatte keine Ahnung, wann er mit seinen Eltern telefonierte. Er spielte auf Unterhaltungen mit seiner Mum an, miteinander sprechen hörte ich sie aber nie. Schließlich fragte ich nach.

«Wir haben einen festen Rhythmus», erklärte er. «Sie ruft mich alle paar Tage in der Mittagspause an.»

«Wie spät ist es dann in England?»

«Sechs Uhr morgens, aber da ist sie schon auf, um im Garten zu arbeiten.»

«Und dein Dad?»

«Habe ich dir das nicht erzählt? Er ist hier.»

«In Hongkong?»

«Er ist Dozent für Geschichte an der HKU. Sie haben sich scheiden lassen, als ich zehn war.»

Und das kam nach vier Monaten Bekanntschaft ans Licht. Ich hätte gern gewusst, was er noch so alles unterschlug und ob darunter nicht - versuchen kann man's ja - so etwas wie eine Ehe sein könnte.

«Wie oft siehst du deinen Dad?», fragte ich.

«Ein paar Mal im Jahr. Wenn wir es schaffen.»

«Wo wohnt er?»

«Drei Metrostationen von hier.»

«Und du siehst ihn ein paar Mal im Jahr.»

«Genau, wenn wir es schaffen.»

Engländer waren komisch.

Julian hatte sich die Namen meiner Eltern gemerkt und ließ sie, wohl um mich auf irgendeine unerfindliche Weise aufzuziehen, häufig fallen.

«Hast du in letzter Zeit von Peggy gehört?», fragte er etwa, oder: «Wie gehts Joe?» Seine Eltern hießen Miles und Florence. Ich fand den Vergleich aufschlussreich; er nicht. Klassenzugehörigkeit war für Briten wie Demut: sie existierte nur, solange man sie leugnete.

Am nächsten Morgen stellte ich mir auf der Rolltreppe nach unten sein Elternhaus in Cambridgeshire vor. Groß, dachte ich, und leer: Häuser glichen ihren Besitzern. (Ich kam mir boshaft vor, doch vermutlich würde er darüber nur lachen. Dabei fiel mir wieder ein, dass ihm nichts, was ich sagte, etwas anhaben konnte.) Es war nicht anzunehmen, dass Julian mich Florence jemals vorstellen würde, dennoch malte ich mir aus, wie ich zum Essen bei ihr eingeladen wäre, nur wir zwei. Ich würde «Gnocchi» falsch aussprechen, und sie würde das Wort den ganzen Abend lang umgehen, um mich nicht in Verlegenheit zu bringen. Ich würde ihr unverwandt in die Augen blicken und denken: So kann ich dich um jedes Wort bringen, das du kennst. Ich würde sie eins nach

dem andern wie Trüffeln einsammeln, und du würdest sagen: «Nur zu», und das würde ich dir dann auch nehmen, und dann wärst du sprachlos.

Als ich an jenem Abend wieder in die Mid-Levels hinauffuhr, beschloss ich, dass es schon sehr schmeichelhaft wäre, wenn Julian seinen Ehering nicht tragen würde. Falls nämlich doch, hätte ich es wahrscheinlich so ausgelegt, dass er glaubte, ich wollte hoch hinaus.

Immer wenn Julian im Ausland war, ging ich mit den anderen Lehrern was trinken. Als ich das erste Mal mitkam, fragte Ollie aus Melbourne: «TST oder LKF?», um gleich darauf klarzustellen, was er meinte – Tsim Sha Tsui, Lan Kwai Fong, die Ausgehviertel –, als hätte er einschließlich des Vorschullehrplans den ganzen Tag nichts Selbsterklärenderes erklärt. Es ging entweder in Speakeasys ohne Schankkonzession, die düster und ungemütlich waren, oder Rooftop-Bars mit schimmernden Lichtern im Hintergrund. Bisher hatte ich an diesen Abenden meine Energie gefühlt auf den kläglichen Versuch verschwendet, eine Persönlichkeit zu entwickeln. Wenn man nämlich keine hatte, konnten alle anderen mehr Raum für die eigene beanspruchen.

«Hast du einen Freund?», fragte Briony aus Leeds.

«Kann sein», sagte ich, vier Cocktails intus.

«Anders gefragt, bist du auf der Suche?»

«Kann sein.»

Dann verwickelte mich Madison aus Texas in eine Unterhaltung mit zwei Männern. Der eine, auf den sie ein Auge geworfen hatte, sagte, von ihren Titten würde er gern mal eine Line ziehen. In TST und LKF gab es in der Regel drei Typen von Männern: Tekkie, Konzernfuzzi, Rugbyrudel. Madisons zwei katapultierten sich glatt in die Tekkieschublade, als sie sagten, sie fühlten sich Männern im Anzug überlegen – leichter könnte man sich da-

von abgrenzen, dachte ich, wenn man keinem Job nachging. Madisons abgeschlagener Kandidat berührte mich am Arm. Ich zuckte zurück, und er fragte, ob ich Mädchen mochte. Ich hätte gern geantwortet: Meine sexuelle Vorliebe ist, dass ich dich nicht mag.

Ich ging zur Toilette und rief Julian an. Ich fragte: «Kokst du?»

«Was?»

«Ich habe gehört, dass alle Banker koksen.»

Ich hatte gelesen, dass ein nicht näher bezeichneter körperlicher Aspekt seiner Frau den Kunstkritiker John Ruskin in seiner Hochzeitsnacht abgestoßen haben soll, und erst da wurde mir bewusst, dass haargenau das meine Angst war, wenn jemand mich nackt sah. Julian sagte nette Dinge über mein Äußeres, und ich kriegte nur «danke» heraus, was aufrichtig klingen, aber nicht implizieren sollte, dass ich der gleichen Meinung war. In seinen Armen fragte ich mich, a) warum ich so kalt und undankbar war, und b) ob mich jemals jemand lieben würde; wusste, die Antwort lautete, a) dass ich es nicht anders wollte und b) nein; und sagte dann irgendwann: «Ich mag deine Arme.»

Man konnte auch ganz ohne Männer auskommen, und für mich war diese Haltung von nicht unbeträchtlicher Eleganz. Allerdings waren so viele Leute anderer Meinung, dass ich es doch für das Beste hielt, mir einen zu halten. Wenn man zu lange Single war, musste man traurig tun, was ich hasste. Es gab andere Dinge, über die ich wirklich traurig war.

Wie in der Männerfrage dachte ich, keinen Sex zu haben, wäre eigentlich die schicklichere Wahl – und wenn doch, dann mit jemandem, der sich ein gewisses Maß an Objektivität bewahrte. Außerdem brauchte ich Sex, sonst würde ich nie aufhören, nachzugrübeln. Wir moch-

ten es beide lieber, wenn ich oben war, und ich fragte mich, ob das irgendwas über unsere Beziehungsdynamik aussagte. Jegliche koitale Neigungen sollten einem doch tiefere Erkenntnisse über einen selbst liefern, fand ich, und wenn nicht, hatte man eine blasse Fantasie.

Er war nicht zärtlich im Bett, ließ mich aber die Arme um seine Brust legen.

«Was wäre, wenn wir gleichaltrig wären?», wollte ich wissen.

Er fragte, was ich meine.

«Würdest du dich auch für mich interessieren, wenn ich genauso wäre wie jetzt, nur in deinem Alter?»

«Was glaubst du denn, wie alt ich bin?»

«Weiß ich nicht», sagte ich, ohne dass mir Statistiken über das durchschnittliche Heiratsalter bewusster gewesen wären als irgendwem sonst. «Dreißig?»

«Achtundzwanzig», sagte er. «Wenn du achtundzwanzig wärst, könnte ich damit auch leben, glaube ich.»

Ich war enttäuscht und begriff, ich hatte wohl erwartet, dass er darauf stand, dass ich zweiundzwanzig war. Sonst hatte ich nämlich nichts, was er nicht hatte.

Später googelte ich, was jeder gegoogelt hätte. Ich fand neunundzwanzig im UK, aber einunddreißig in Hongkong, überlegte mir, dass keine der beiden Statistiken aussagte, wann - oder ob - sich Männer seiner spezifischen sozioökonomischen Schicht und emotionalen Veranlagung verlobten, und vermutete in Bezug auf Letzteres, dass er Single war und nicht mit mir zusammen sein wollte. Darüber vergoss ich nicht mehr Tränen, als irgendwer sonst es an meiner Stelle getan hätte.

[...]